

Die Freunde und der Tod : Novelle [Schluss]

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 21

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672441>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 1. August 1934

Heft 21

Bundesfyrtig.

's ist wider Bundesfyrtig hüt,
Ihr Eidginosse, Schwyzerlüt,
Ihr alte und ihr junge!
D'Gmeind uf em Rütli und dr Täll,
Morgarte, churzum, Bur und Näll,
Si hend die Chünge zwunge.

Henuse, 's ist än alti Gschicht,
Und d'Wält hät hüt äs anders Gsicht,
Glych, 's brucht nu eisftig Tälle.
Es git nüd gfreuters as ä Ma,
Wo's Schiffli köirig bherre cha,
Und haut's dur Wind und Wälle.

Us jed'rem Gütsch chönd Freudefüür.—
Und tät si nur nüd 's Leidwärc hür
Zäntume ase stäue.
Urüebig isch ums Schwyzerhus;
Mi gwahrt zue alle Pfeist're us
Groß Gyre, Wölf und Leue.

Los eine wie's syeinist goht!
Äs twäregrindigs Hüst und Hott,
Es kyt is d'Wält nu z'nüte.
Glych, wett si's Ughür inelo,
Sä git's au Chrest, si chönd em bstoh,
Wend Dracke äntli rüte.

Die Dracke, Bluet und Füst und Fähd,
Wie hend f' d' Wält us nu hüt äs Gschändt!
Me wett as 's eiswägs änd'ri.
Wer lupft dr Chare us em Sumpf?
He, liebi Jued, du bist Trumpf,
Stand uf und mach dr Fähdri!

Und ihr, bidärbi Schwyzerlüt,
Wohlwelle hät's is jo bis hüt,
Drum vürsi ohni Wanke.
He, wän alls guete Wille hett,
Wurd meh schön ghandlet as schön gredt,
Sä giengt's äs wie dur Anke.

Meinrad Lienert.

Die Freunde und der Tod.

Novelle von Otto Binniker.

(Schluß.)

IV.

Den breitkempigen Filzhut in die Stirn geschoben, so kauerte Marti im Schatten des Gipfelblockes. Das Kreischen der sich nähernden Schritte ließ ihn zusammensfahren. Wie aus tiefem Schlummer schnellte er mit einem Ruck empor und stützte.

Der Empfang ließ an Freundlichkeit durchaus zu wünschen übrig.

„Du wagst es, mir schon wieder unter die Augen zu treten?“ knurrte Marti. „Ich rate dir gut, den Platz ohne Verzögern zu räumen. Unsere Wege gehen fortan getrennt.“ Und damit wandte er sich voller Verachtung zur Seite.

„Nicht gar so eilig, mein Lieber. Denn vorerst reden wir jetzt einmal miteinander,“ nimmt Zürcher das Wort. „Selbstverständlich gibt dir die Freundschaft das Recht, dem Freunde zu sagen, daß eine Gemeinschaft nicht mehr möglich ist. Doch habe ich ebenso das Recht, von dir die Begründung für dein Verhalten zu fordern.“

Marti schießt einen grimmig-erstaunten Blick zu ihm her:

„Die Begründung?“ fragte er.

„Natürlich, die Begründung!“ beharrte Zürcher.

„Ich denke, die findest du in dir selber.“

„Nicht das Mindeste finde ich in mir, das dir Anlaß gibt, mich wie ein Mistvieh zu behandeln!“ protestiert Zürcher.

Jetzt geht es scharf gegen scharf. Sie stehen dicht voreinander.

Marti: „Dann gib Antwort auf die Frage: Hast du den Tod meiner Frau verschuldet oder nicht?“

Zürcher: „Freundschaft ist Wahrheit, — ich habe ihn verschuldet.“

Marti wankt einen Schritt zurück; er findet Halt am Gipfelblock, und sein Aufschrei sackt in ein Murren zusammen:

„Also doch, also doch.“

Das ist für Zürcher der Moment, sich endlich zu erklären.

„Ich bin schuldig, sehr schuldig sogar,“ sagt er. „Aber nicht so, wie du meinst.“

Marti horcht auf und deutet dem andern, daß er weiterrede.

Und jetzt erzählt Zürcher, was er in seinem Brief zu schreiben unterlassen hatte; er erzählt vom letzten Abend mit Helen in der Abschwungshütte, von ihren Bedenken gegen die Tour auf die Engelburg, von seinem bergsteigerischen Ehrgeiz, mit dem er trotzdem auf der Unglückstour bestanden hatte, vom tapferen Anstieg zum Sauitor und von der verhängnisvollen Minute im Eiseouloir. „Und jetzt weißt du alles,“ schließt er den Bericht.

Doch Marti hat wie ein Ringzieher eingehaft und läßt so leicht nicht wieder locker.

„Weiter!“ verlangt er. „Heraus mit der Sprache. Warum hat sich Helen gegen ihre anfänglichen Bedenken dann doch zur Tour entschlossen? Was war zwischen euch in jener letzten Nacht? Antworte auch darauf. Ich will vollständige Klarheit. Eher gehe ich hier nicht weg, und allein kommst du auch nicht heil hinunter. Richte dich ein!“

„Saha! So ist das gemeint!“ spottete Zürcher.

„Als ob mir groß daran gelegen wäre, ohne dich heil hinunterzukommen! Was glaubst du eigentlich, warum ich hier heraufgeklettert bin? Zum Spaß etwa? Aber du fragst im Ernst? Unerhört, Rudolf Marti; mit deinem Verdacht schändest du nicht nur das Andenken deiner Frau, nein, damit hast du ebenso brutal auch unsere Freundschaft totgeschlagen. So höre: Helen ist mir am nächsten Morgen nachgefolgt, wie an jedem Tag und hundertmal vorher — aus keinem andern Grund als im Vertrauen auf meine Führung. Auf deine zweite Frage einzugehen, verbietet mir die Mannesehre. Und jetzt handle.“

Betretenes Schweigen.

Statt neuerdings in Zorn auszubrechen, schlug Marti beschämt die Augen nieder. Nein, nein, so redet kein Verräter, kein Ungetreuer, kein leichtsinniger Bursche, gestand er sich und atmete erleichtert auf. In Sorge um mein verpfushtes Leben ist er mir auf die Diamantzinke nachgestiegen. Er mußte, daß er selbst verloren gewesen wäre, wenn er mich tot gefunden hätte. Das ist immerhin die Tat eines Freundes. Ein schlechtes Gewissen hätte ihn unten behalten.

*

Endlich schaut er aus dem Schweigen auf und dem andern ins Gesicht:

„Offenheit gegen Offenheit, Hans Zürcher: ich habe in schlaflosen Nächten auf dem Balkan an deiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln begonnen. Der bohrende Schmerz um Helen, die mir den häßlichen Verdacht verzeihen möge, fraß sich immer tiefer in mich hinein, er begünstigte das Grübeln und Sinnen und trieb mich immer weiter vom vernunftgemäßen Denken ab. Drei Jahre bin ich in der falschen Richtung gegangen, um erst heute und hier oben wieder auf den rechten Weg zurückzufinden...“

„Und damit Schluß. Denk an den Abstieg!“ drängte Hans.

„Noch nicht, laß mich reden!“ fährt der andere fort. „Es wäre anders, es wäre ganz anders gekommen, wenn ich damals vor drei Jahren nicht stumpfsinnig von dir weggeschlichen wäre, um noch am gleichen Abend, kaum daß das Halbe geordnet war, wieder nach Spalato zu fahren. Aber was tut das Tier, das angeschossen wird? Es verkriecht sich, um ungesehen im Gebüsch zu verenden. Leute, die einen Angehörigen begraben, pflegen sich an die Zeugen des Sterbens heranzumachen und sich jedes Wort erzählen zu lassen, das vor dem Tod des geliebten Menschen gesprochen worden ist. Daran richten sie sich wie-

der auf. Sie trinken noch ein Gläschen miteinander, und die Trauer liegt schon dahinten. Auch wir beide, auch du und ich, wir hätten vielleicht ins Wirtshaus gehen und eins trinken sollen. Ich aber bin wortlos verschwunden. Und war doch nicht stark genug, das Schwere allein ohne Schaden zu tragen. Hätten wir uns ausgesprochen, wir beide, nie wäre der Verdacht herangefrohen. Nie habe ich bei klaren Sinnen an eine Verfehlung gedacht. Aber in den Nächten, in den langen Nächten — immer war es wieder da und verfolgte mich. Gestern kam ich in die Hütte herauf, um den Frieden und die Ruhe wiederzufinden. Und aus tiefster Beschämung über das, was ich dort mit dir angestellt habe, bin ich heute auf diese Rinne da gerannt, um noch einmal die Berge zu erleben und dann allem ein Ende zu machen. Ganz im Verborgenen, ohne daß ein Mensch etwas merkte. — Jetzt bin ich bereit zum Abstieg.“

„Vorwärts denn!“

Die Sonne ging zur Rüste.

Die zwei Bergsteiger wurden erst jetzt gewahr, daß sich das Wetter geändert hatte. Der Föhn war am Werke. Der Föhn, der am Morgen das Gebirge in reine Schönheit verzaubert und den Tag über in verhaltener Ruhe gewartet hatte, schob jetzt am Abend milchiges dichtes Gewölk vor sich her, das über den Klüften wild durcheinander brodelte.

Raum hatten sie sich über die Gipfelfante hinausgeschoben, da standen sie selbst schon im Wolkentreiben, und über ein kurzes hob es leis und feierlich zu schneien an. Fast gleichzeitig brach an allen Wänden ein Donnerrollen los. Sie steckten mitten drin im Hochgewitter. Auf jeder Spitze, an jedem Härchen tauchten kleine, blaue Flämmchen auf, verschwanden wieder, hüpfen, spielten. Das Seil, an dem sie sich durch die Felsrinne zum „Verfluchten Brett“ hinunterließen, bildete eine einzige Girlande mit blauen, flackernden Lichtern. Ein unheimlich-schönes Brillantfeuerwerk. Und in immer heftigeren Stößen fauchte der Wind daher.

Sie schauen einander an.

„Glaubst du, daß es gelingt?“ erkundigte sich Marti.

„Forse che sì, forse che no“, gibt Zürcher zweideutig zurück.

Sie wissen, woran sie sind.

Sie wissen, daß die Hütte heute nicht mehr zu erreichen ist.

Sie sind beide ernst geworden.

Das schiefgestellte berüchtigte Brett am untern Ende des Kamins, durch das sie zuletzt einer über den Rücken des andern hinabgeklettert sind, ist bereits tief verschneit. Ein Glück für sie, daß sie Zürchers Mauerhaken finden, das Seil einhängen und sich hinüberschwingen können.

Wie sie auf dem jenseitigen Gratfimslein ein wenig ausruhen und Atem holen, senken sich die Flügel der Nacht herab, und bald ist es völlig dunkel geworden. Der Sturm schlägt mit wütenden Pranken auf sie ein.

Sie müssen unbedingt noch etwas tiefer gelangen, denn das ist kein Platz zum Übernachten. Sie raffen sich auf und eilen, so rasch und so vorsichtig es noch geht, den jähen Seitenhang hinunter. Im tanzenden Gewitterlicht verlieren sie jegliche Orientierung. Augenblicklich geht zwar alles noch gut, und sie rennen wie aus der Pistole geschossen bergab. Doch unversehens verengt sich der Gang zu einem Trichter, der abschüssiger und abschüssiger wird. Dem Neuschnee ist schlecht zu trauen. Kleine Brocken, die sie lösen, geraten ins Rollen, und auf einmal sind's ganze Schichten, die abrutschen und unten irgendwo ins Ungewisse prasseln.

Sie halten an. Ein Zurück gibt es nicht. Zurück bedeutet in diesem Sturm Erschöpfung und Tod.

Was tun?

Wie zwei Luchse spähen sie in die Finsternis und erwägen, was jetzt das beste sei. Sie wissen, was ihrer wartet.

Zürcher, der vorausgeht, hackt nach halbrechts abwärts auf einen Eisnollen zu, unter dem sie für die nächste halbe Stunde Deckung zu finden hoffen. Die Steilheit ist so, daß Handgriffe nötig werden. Marti sichert wartend das Seil. Es dünkt ihn eine Ewigkeit, bis der andere das Zeichen zum Nachrücken gibt.

Sie landen auf einer Art Felsleiste. Unter ihnen lauert der Abgrund. Es wäre Wahnmis, hier in der Dunkelheit den Weiterweg zu suchen. Sie sind in die Falle geraten. Die Leiste, die sie rasch vom Schnee befreien, bietet zwei eng aneinander gedrängten Männern notdürftig Platz zum Sitzen. Sie beschließen, hier zu bivakieren. Die Nacht ist bitterkalt, und zähneklappernd erwarten sie den Morgen, den fernen Morgen.

V.

Es begann in immer größeren Flocken zu schneien. Müde zum Umsinken, kauerten sie sich Seite an Seite auf das Gefsimse. Sie gingen

angeseilt zu Bette. Schlafwandeln durften sie hier nicht. Die Rucksäcke dienten als Rückenlehne. Die Beine baumelten ins Leere. Eine einzige unbedachte Bewegung beförderte sie in die Tiefe. Sie dachten unwillkürlich an ihr letztes gemeinsames Bivak am Berglistock. Schlimmer als damals, acht Grad unter dem Gefrierpunkt, würde es heute nacht nicht werden.

Sie verpflichteten sich auf das strengste Schlafverbot.

Das Gemitter hatte ausgeleiert. Doch zur Fortsetzung des Konzertes brummte wieder und wieder der Gletscherabbruch herauf. Das erste mal schreckte er sie, doch hatten sie sich bald daran gewöhnt.

Als ob ihm die Zeit schon jetzt zu lang geworden wäre, kramte Zürcher im Rucksack; er legte ein frisches Hemd, zwei Paar wollene Socken, eine gestrickte Unterhose, drei Taschentücher und zwei Siegfriedkärtchen hervor. Die Landkarten benutzten sie als Knieschutz, mit dem übrigen polsterten sie die Sitze aus.

„Ich möchte gerne rauchen, hast du Tabak bei dir?“ fragte Marti.

„Hier, — wenn du nichts verschüttest, langt's für zwei Pfeifen.“

Der hereinschwärmende Schnee löschte Streichholz um Streichholz, aber als schließlich doch eines Feuer fing, da freute sich Marti, als hätte er das große Los gezogen.

„Ich habe Hunger, hilfst du mit? Da ist Brot und Wurst; da sind Zwetschgen; da ist etwas Süßes, Marzipan; das Allerbeste dann zuletzt, ein Schlücklein Kognak,“ bot Zürcher an.

„Du scheinst gründlich vorgesorgt zu haben. Hattest du eine Ahnung von — dem da?“ wunderte sich Marti und zeigte in die Einöde.

„Und ob!“ lächelte der andere vielsagend zurück.

Verdammter Abenteuerer ich! haderte Marti mit sich selber. Immer tiefer gerate ich in Schuld.

Zürcher hatte mit klammen Fingern die Laterne entzündet. Das flackernde Kerzenlicht projizierte gespenstige Riesenschatten an die Nebelwand.

Ratsch... ratsch... ffff... päng...

„Teufel, das ging aber nah vorbei. Eis. Raum einen Meter über unsere Köpfe hinweg!“

„Duck dich besser an die Wand, es wird Ernst!“

Minutenlange Stille.

„Was denkst du vom Tod?“ grübelte Marti.

„Ihm Trost zu bieten, ist die erste Tugend des Mannes. Todesfurcht? Ich setze ihr meine Verachtung entgegen. Einmal muß ja doch gestorben werden, ob heute, ob morgen, ob in zehn oder zwanzig Jahren, was gilt's!“

Und wieder Schweigen. In Flocken, groß wie Sommervögel, wehte der Schnee herein und deckte sie mit weichem Linnen zu. Schön warm gab das, schön warm.

„Hm, jetzt wäre ich beinahe eingenickt“, murmelte Hans.

Um wach zu bleiben, begann er lispelnd zu zählen:

„Eins — zwei — drei — vier — fünf — zehn — zwanzig — fünfzig — hundert — zweihundert — fünfhundert — tausend.“

Nach dem ersten Tausend war genau eine Viertelstunde verstrichen. Viertausend in der Stunde macht zwanzigtausend in fünf Stunden. Jetzt ist es zwanzig Minuten vor zehn; zwanzigtausend reichen also knapp bis morgens drei Uhr. — Wann wohl die Sonne aufgeht?

„Du, wann geht die Sonne auf?“

Keine Antwort.

„Du, Rudolf, schläfst du? — Ob du schläfst?“

„Wie schad, ich habe eben so schön geträumt. Wie spät ist es?“

„Bald zehn.“

„Die Sonne, — fragst du? — Um halb sechs.“

Kommen noch zweiundeinhalb Stunden hinzu, macht weitere zehntausend. Eine schwindlige Zahlenleiter, eine verzweifelte Strafarbeit, kalkulierte Hans und zählte von neuem. Bei klarem Himmel hätte er in die Sterne geguckt und das Schicksal abzulesen versucht.

Zweitausend...

„Schläfst du?“ vergewissert sich Hans.

„Nein,“ kommt dumpf die Antwort zurück.

Dieses Fragen und Antworten wiederholt sich jede Viertelstunde.

Sechstausend... Wie langsam rieselt der Sand im Stundenglas!

Neuntausend... Und erst Mitternacht! Die Schneekruste durchfeuchtet die Kleider, und langsam schleicht sich die Kälte ans warme Leben heran.

Zehntausend... Hans steckt eine neue Kerze in die Laterne.

Zwölftausend... Das Flockenwirbeln hat aufgehört. Aber wie süß, wie betörend süß redet jetzt der Schlaf auf sie ein.

Vierzehntausend... Aus dem unermesslichen

Weltenraum glitzert frierend das erste Sternlein durchs wallende Gewölk.

Siebzehntausend... Zwei Uhr morgens. Wie endlos dauert solch eine Nacht.

Neunzehntausendzweihundertunddrei... hier bricht er unversehens ab. Denn Marti hat ihn gerufen. „Hilf mir. Mein Gott, ich kann weder Beine noch Arme bewegen — alles steif und starr!“ Stöhnend versucht er, sich zu recken und zu strecken.

„Keine Bewegung, sonst sind wir verloren!“

Hans richtet sich vorsichtig auf, sucht festen Stand, streift den Schnee vom Gewand seines Freundes, zieht ihn empor, reibt ihm kräftig Arme und Beine und befreit ihn unter übermenschlicher Anstrengung aus der eisigen Umflammerung.

„Leg' deine Hände um die Laterne, das wärmt.“

Wie Marti sie ergreifen will, entgleitet sie dem Handschuh, der aussieht wie ein Eissack, und kollert über die Wand hinaus.

Sie erleben alle Schauer der Hochgebirgsnacht, die kein Ende nehmen will.

„O wie elend ist mir!“ ächzt Rudolf und sinkt in die Knie. Hans fängt den Taumelnden auf und faßt ihn brüderlich um die Schultern. In stiller Umarmung kämpfen sie gegen den Tod durch Erfrieren.

Die wachsende Kälte deutet auf das Kommen des Morgens.

„Mut, bald ist es Tag!“ tröstet Hans.

Sie warten und warten. Endlich tastet ein Sonnenahnen um die freigewordenen höchsten Bergspitzen. Mächtig schwingen sie die Arme, klopfen sich gegenseitig die Rücken warm und trippeln auf der Felsleiste an Ort, bis auch in die Füße wieder Blutwärme strömt. Dann schieben sie die hartgefrorenen Seilschlaufen zu recht, greifen zu den Pickeln und verlassen den Bivakplatz.

Rings lag tiefer Schnee. Die Felsleiste, die sichernd ertastet werden mußte, querte die Eisswand bis zu einem breiten Couloir, das zu sanften Firnhängen hinunterführte. Wieder ging Zürcher voraus, und Marti folgte dicht aufgeschlossen. Jeder Fußbreit, den sie vorwärts kamen, war hart erstrittener Gewinn. Klirrend splitterte das Eis unter den Pickelschlägen, Stufe um Stufe arbeiteten sie sich vorwärts, und noch ehe die Wärme ihr gefährliches Werk in den losen Felsen über ihren Köpfen beginnen konnte, hatten sie den Bergschrund überschritten und das Leben in Sicherheit gebracht.

Längst standen die Spitzen und Dome im hellsten Sonnenlicht, da weitem alles andere noch im Schatten lag. Die beiden schauten auf die Diamantzinke zurück. Sie sprachen kein Wort. Aber sie reichten sich die Hand und verstanden sich.

Langsam und vorsichtig zogen sie den von tiefem Neuschnee bedeckten Flußgletscher hinab und der Abschwungshütte zu.

Ewolena.*

Von Hans Schmid.

Das Thermometer zeigte wahrhaftig 35 Grad im Wagen, als ich von Brig nach Sitten hinabfuhr. Da war man der elektrischen Lokomotive dankbar, daß sie mit 90 Kilometer Geschwindigkeit davonraсте und sich durch keine Zwischenhalte behelligen ließ. Vor den Fenstern huschten Dörfer vorbei und lange Pappelreihen, ein grau-grüner Strom floß in der Zugrichtung, wahrscheinlich die Rhone, Dörfer hingen hoch oben am Berg in den Roggenfeldern, weite Weinberge lagen bratend an der Sonne und Stationen flikten vorbei, Wisp, Raron, Turtmann, Leuf, Siders. Dann hielt der Zug eine Minute und die Kondukteure riefen: „Sion“.

* Aus dem in der „Bücherschau“ empfohlenen Buche von Hans Schmid: *Wallis*. Verlag Huber & Co., Frauenfeld.

Die Walliser Hauptstadt lag im Hochsommerglast, und die 35 Grad im Schatten werden schuld gewesen sein, daß mir Sitten so dufelig verschlafen vorkam. Ich hatte mir diese Hauptstadt etwas anders vorgestellt, historischer, altertümlicher, malerischer, dem Landjäger mit den roten Spauletten und dem weißen Lederzeug etwas mehr angepaßt. Aber dem Thermometer zum Trotz wurde doch nach Tourbillon und nach Balère hinaufgeklettert, wie das Reisehandbuch das von einem gut erzogenen Touristen in erster Linie verlangt, und es wurde dabei die freudige Entdeckung gemacht, daß die Neben des Bischofs von Sitten, die in der Mulde zwischen Tourbillon und Balère liegen, auch gespritzt werden müssen, wie die andern. Der Rest des Abends war eine hierkrügelhafte Idylle in